

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allgäuer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, 23. November 1932

Nummer 78

Ballen nimmt Abschied.

Skizze von Gerd Land.

Über vier Partietreihen ist eine Brücke gebaut — die Kommandobrücke. Fernsprecher und Schreibmaterial, ein Notizbuch vor allem, und mit Regelanordnungen vollkommen bedachte Bogen befinden sich darauf. Der Meisterregisseur hat die erste Probe angeführt. Nach zahlreichen Zwischenfällen zwischen Karl Wallfried, dem großen Regisseur, und den Darstellern der Hauptrollen, dem berühmten Walter Ballen und der jungen Lutz Eiten, neigt sich die Probe ihrem Ende zu. Dies Ende des letzten Aktes stellt unerhörte Anforderungen. Es ist ein Abschied, bei dem kein Wort gesprochen werden darf, ein stummer Abgang, der mehr als alle Worte durch beherrschte Gebärden das Unwiderstehliche, das Unabwendbare der Schicksalswende im Leben der beiden Menschen darstellt. Wie das Drama durch drei Akte von unerhörter Spannung nichts sein soll als ein Fragment, so soll dieses Ende den Zuschauer vollends die Tatsache der Episode klarmachen, die heilige Liebe der beiden zueinander, die Unwiederbringlichkeit des Geschehenen, das gänzliche Angehen des ferneren Schicksals der Liebenden, das sich nun trennt in zwei Menschenwege. Dieser Abschied ist eine Leistung des Meisterregisseurs, die ihren Eindruck nicht verfehlen wird.

Noch einmal blickt Wallfried die schon ganz im Banne ihrer Rolle stehenden Schauspieler an die Kante der notdürftig erhellen Bühne, noch einmal greift er zum Fernsprecher, um die Bühnenarbeiter im Bühnenhause um größtmögliche Ruhe zu erflehen, er will diese letzte, herrliche Szene um eine Farbionung bereichern.

Auf dem Weg hinaus, auf dem Weg, der sie für immer von dem alternden Mann trennt, soll sie, die Junge, Begierde, noch einmal sich umwenden, zwei, drei Schritte auf den Berghängen zugehen, so etwa, als könnten diese Schritte, eine leise Verklärung der Hand, ein Wort die Vergebung erzwingen. Aber vor seinem verklärten Gesicht weicht sie zurück, geht wieder zur Tür und nun hinaus, als wäre sie sagen: Das alles ist ja zwecklos! Der Alte bleibt, wendet dem Zuschauer den Rücken, kämpft die Hände um einen Tisch, seine Schultern schütteln sich vor verhaltenem Schluchzen.

So will es Wallfried. So wird geprobt. Proben, die sich bis zum Morgen grauen hingehen, Kostümproben, die Generalprobe vor geladenem Publikum.

Ein großer Erfolg wird der Abend der Uraufführung. Wallfried, der Regisseur, Walter Ballen, der gezeichnete Gast, und die junge Lutz Eiten, die ihren Ruhm hier begründet sieht, müssen noch vor dem ersten Vorhang sich einer begeisterten Menschenmenge fügen.

Vor dem Bühnenaussgang warten die üblichen Scharen begeisterter Zuschauer, noch laßt er sich lächelnd anschauen, noch bewegen sich alle um die Gunst der schönen Litten. Ah, sie wissen nicht, sie wissen nicht. . . Nein, sie sollen auch nicht wissen! Man spielt ihnen Theater vor, auf der Bühne, so im Leben, das der Allgemeinheit gehört. Und nur in den wenigen Stunden, die sie der besten Zuhörer, köstlichen Augenblicke abzulassen verstehen, leben sie ihr Leben, ihr eigenes Leben und ihre Liebe.

Der Kauf der Uraufführung ist schon verfloren. Das Stück erweist sich nicht nur als künstlerischer, sondern auch als Kassenerfolg dank der Anwesenheit der Namen Wallfried und Ballen und des Ansehens der beiden. Wie um jedes junge Bühnengröße, auch um Lutz Eiten verdrängt, man feiert Jubiläen. Das Jubiläum der fünfundsiebzigsten, das der fünfzigsten Aufführung. . . Und an jedem Abend wird am Schluss des letzten Aktes von den beiden heimlichen Begegnungen die Abschiedsszene so edel und tief gespielt, daß die Zuschauer nach Fall des Vorhangs lauschen und erst nach Minuten in tosendem Beifall ausbrechen.

Aber je länger die Erfolgsserie dieses Stücks anhält, um so seltener werden die heimlichen Stunden voll Glück, die sich die zwei gönnen. Ja, es ist ganz klar: Der große Schauspieler hat den Reiz der Unbekanntheit nun bis zur Reize gestiftet, er hat die Unbekanntheit vielleicht des heimlichen Schicksals. Und Lutz fühlt das. Sie aber will diesen Mann nicht verlieren. Nein, sie will ihn behalten, und so richtet sich auf die weiblichen Schritte, mit denen sie ihn zu fesseln sucht, der ihr immer mehr entgleitet. Sie weiß ja selbst, daß es für Ballen eine schwere Entscheidung gilt als Abschied, der in ihrem Spiel des stummen Abschieds nur noch leicht Routine sieht, nicht täglich neues Erleben der Rolle, wählen muß zwischen seiner Kunst und ihr, die er gleichwohl liebt, die aber seiner Kunst schranken setzt, die er nie gekannt. Hätte er früher etwa zum schmerzhaften Mal dieselbe Rolle gespielt, nur um einer Frau willen?

Und wieder — zum wievielten Male? — neigt sich das Stück seinem Ende zu. Und wieder — wie oft noch? — naht die stumme Abschiedsszene.

Ballen weiß: Es ist tatsächlich ein Abschied. Von der Rolle, von der Partnerin, von der Geliebten, von der Frau. Morgen läuft sein Gastspielvertrag ab. Er wird ihn nicht erneuern. Sein Weg führt ins Ausland. Lutz bleibt. Es wird gut so sein, sehr gut sogar. Sie ist auch so jung. Und er? Nun, in dieser Abschiedsszene, in der er den Verschmähten spielt, fühlt er sich wirklich als. Könnte das nicht das Leben sein? denkt es in ihm. Ja, wenn er nicht der sagenumwobene Walter Ballen wäre!

Lutz ahnt das Kommende. Er wird sie verlassen. So wie er hunderte andere verlassen hat. Aber sie ist seine Ehefrau. Und diese Ehefrau hat keine Dame von dem Mann, der jetzt mit versteinertem Gesicht auf der Bühne steht und ihr nachharrt. Jetzt kommt der vom Meisterregisseur Wallfried so fein komponierte Augenblick, da sie umkehrt, zwei Schritte nur, um dann resigniert wieder weiterzugehen. Jetzt kommt dieser Augenblick.

Ein Kartenhaus fällt zusammen. . . / Skizze von Gerd Land

„Antaulouise wählte die weiße Weste. . . Sollte jemand auf den ausgefallenen Gedanken kommen, diese Tatsache sinnbildlich zu werten, so würde ihm das Gelingen eines jeden Kriminalromanauten darüber aufliegen, daß Antaulouise kein Mann der weißen Weste war! Nein, Antaulouise wählte eine weiße Weste, die er über das Entzückende zog, in dessen Besitz er die schwarze Schleiße knüpfte, zitierten seine Hände bestig. Wenige Minuten später lag er im Bogen, der ihn zum Opernhaus brachte. Ein Mann mit tief in die Stirn gezogener Kallmütze öffnete den Schlag, blieb in demütiger Haltung stehen. Antaulouise kramte ärgert in seinen Taschen und murmelte laut genug, daß der Wächter es hören konnte: „Mein Entschluß steht fest. Heute abend passiert's!“

Ein Polizist, der gerade vorbei ging, glaubte eine Verwünschung des eleganten Herrn zu vernehmen und jagte den vollkommenen Burschen hinweg. Ach, er wußte nicht, konnte nicht wissen, daß es Antaulouise war, der da mitleidig dem armen Wächler nachsah, Antaulouise, der an diesem Abend noch nehmen würde, und daß diese Nacht ein Menschenleben kosten würde.

Antaulouise begab sich ins Opernhaus, in dem an diesem Abend besondere Festlichkeit herrschte. Es war die Uraufführung der neuen Oper eines weltberühmten Komponisten angelehnt. Die große Auffahrt, der Schwarm Neugieriger, der die Spalten der Gesellschaft, der Diplomatie, der Kunst bezaubert wollte, ließen schon äußerlich das große Ereignis erkennen.

Das Haus war noch nicht gefüllt, als Antaulouise die Loge betrat. Unbewußt fingerte er nach der Hofentasse, in der das Knallen seiner Aufgaben harre. Aber der elegante, ältere Herr brauchte nicht lange zu warten. Senator Karlpatt erschien mit Frau und Tochter außerst pünktlich auf der Bildfläche. Genia drückte Antaulouises Hand länger und inniger, als es für eine junge Dame ihres Alters und Standes schicklich war. Heimlich sagte sie zu ihrer Mutter: „Sieht er nicht wieder faszinierend aus?“ und wagte einen schnellen Seitenblick auf Antaulouise, der sich mit dem Senator über geschäftliche Transaktionen unterhielt.

Genia war schön. Das tizianrote Haar, der dunkelzinnobere glatte Mund standen im seltsamen Gegensatz zu den unendlich dunklen, tiefen und klugen Augen, mit der zarten Tönung der Haut verführte Antaulouise auch hier über Frauen.

Wie immer verhielt Antaulouise sich hier über Frauen, die für ihn stets nur Mittel zum Zweck waren, zum Ziele zu gelangen. Wie immer. . . Vier lange Jahre in grauer Zukunftshaus lag hinter ihm. Jahre, die seine Haare gebleicht, die seinen feinen Gesicht einen müden Zug verliehen hatten. Nun war er bereit, mit beiden Füßen in sein altes Leben zu steigen, in sein Verbrechen zurück. Schon hatte er in die Tochter des reichen Senators mit Mutter und sämtlichem weiblichen Anhang so zu begabener verstanden, daß seinem groß angelegten Betrugsmanöver, das den Senator Ehre und Namen kosten würde, nichts mehr im Wege stand. Zuvor aber galt

es noch, Abrechnung zu halten, Rache zu nehmen an dem Menschen, dem er die vier Jahre verdankte.

Im großen Hause erklangen die Lichter. Leise begann der Aufsatz der Duvette aufzuklingen. Der Vorhang hob sich. Die Handlung begann.

Antaulouise behandelte lebhaftes Interesse an dem neuesten Werk des Komponisten. Frau Senator Karlpatt und Fräulein Doktor Genia Karlpatt, die Tochter, hatten Mühe, das ausdrucksvolle Gesicht Antaulouises einzulagern, der Senator dachte an die Vorschläge des Freundes.

Der erste Akt ging zu Ende. Viel Beifall. Viel Rufe nach den Verantwortlichen des Abends. Schon jetzt: Blumen. Die Pause war eine einzige Pracht von Frauenherrschaft und Eleganz, bekannten Profilen von Finanz und Kunst, ein einziges Einander-ur-Kennntnis-nehmen.

Das Ehepaar Karlpatt trat an das Büfett, um sich zu stärken. Genia und Antaulouise wandelten durch die Gänge. In Antaulouises Hirn jagten die Sekunden. Es glückte einer Stoppuhr, während sein Mund von Löwenjagden am Hofe des Kaisers von Kaschnapur berichtete.

Doktor Genia trat in eine Nische, um sich ein wenig zurecht zu machen. Sie puderte das Naschen und holte eben den Lippenstift hervor, als sie von einem Herrn begrüßt wurde. Kalt froh es Antaulouise den Rücken hinan. Genia sagte: „Ach, bitte, lieber Baron, halten Sie das einen Augenblick nur!“ Und Antaulouise war mit dem Lippenstift allein.

Nun, er konnte sie jetzt nicht mehr fragen, was diese Bekanntschaft mit dem Kriminalrat Kemmerling zu bedeuten habe. Nein, er durfte jetzt keine Sekunde verlieren, sonst würde das sorgsam gemauerte Mißi zusammenbrechen wie ein Kartenhaus. Jener, der da mit Genia plauderte, war bestimmt nicht feindtätig gegen ihn. Sicher ein alter Bekannter der jungen Dame. Hatte sie nicht eine Zeitlang als Gerichtsschreiberin gearbeitet? Ja, natürlich, so war es. Auch beteiligte sich eine ältere Dame, offenbar die Gattin des Kriminalrats, am Gespräch.

Was jetzt folgte, spielte sich so ab, wie es ein Sträfling in tausend schlaflosen Nächten empfunden hatte. Was jetzt folgte, war ein minutiöses Räuberwerk.

Antaulouise durchquerte die Gänge und trat vor das Portal des Theaters. Vorchaupt, als wolle er wie so viele andere Theatergäste — Damen in kostbaren Roben, Herren in Gesellschaftsanzügen — die paar Minuten Lust schöpfen und eine Zigarette rauchen. Es fiel auch keinem auf, daß Antaulouise sich aus der Ecke Luftschürzen entfernte. Viele taten das, um einen Blick auf die Schlagseiten der ersten Frühmorgensblätter zu werfen.

An der Ecke steht eine Limousine. Antaulouise steigt zum Fahrer an den Vordach. Der Wagen startet. Fahrt durch stille Nebenstraßen mit kaltem Gefühlsgefühl. Antaulouise fragt: „Logenplätze bereit?“ — Klar kommt die Antwort: „In Ordnung!“ Antaulouise fragt: „Ist sie zu Hause?“ — Die Antwort: „Es ist für alles bereit.“

Vor einer Villa in einem Vorort brems der Mann an

Volant hart ab. Der Motor läuft weiter. Antaulouise hat den Schlüssel zu diesem Hause. Und steht bald in einem Damenzimmer. Und steht vor ihr. Er sieht sie an. Dieser da, die so launisch aussieht, hat er vier Jahre „Zeit“ zu verdanken. Sie hat ihn verpöfien. Sie wird nur noch zwei, höchstens drei Minuten leben.

Sie weiß, was der Besuch bedeutet. Jetzt weiß sie: Man hat sie verführt die ganze letzte Woche hindurch. Der Jüngling, nach dessen Liebestrennung sie sich sehnte, um dessen willen sie für diese Nacht das Personal beurlaubte, war ein Beauftragter des Barons, des . . . „Hilf! Hilf! . . .“ Ein Schuß! Sie sinkt vornüber. Es ist aus.

Antaulouise geht noch nicht. Die Moriwaffe legt er in das Nachtschädel der Ermordeten, deren warmes Blut im Teppich verfließt. Es ist ihre Waffe, ja, dieser Revolver gehört ihr. Ihr vermeintlicher Geliebter hat ihn seinem Herrn überbracht. Jetzt. Die Treppe hinunter. Ins Auto hinein. Zurück in raider Fahrt. Zum Opernhaus. Die letzten verglimmenden Zigarettenreste liegen noch auf der Straße vor dem Portal. Einmal! Der Logenstehler wartet vor der Loge. Es ist ein bekanntes Gesicht, einer der Spiegelkessel des Mörders Antaulouise.

Seine betriebl. der Verbrecher die Loge. Der dramatische Höhepunkt der Oper ist da. Die Zuschauer sind gefesselt. Auch der Senator mit Frau und Tochter.

„Haben Sie noch einen Ansbj genommen? Das war recht“, flüsterte die Chemikerin und fügte hinzu: „Ich möchte Sie in der nächsten Pause mit einem interessanten Mann bekannt machen. Er jagt nicht Löwen, sondern Verbrecher. Es ist Kemmerling! Kennen Sie den Namen?“

Wir bleiben auch nichts erpar! — denkt Antaulouise. Aber sein Mißi ist unerschütterlich. Ihm kann kein Kommissar der Welt etwas nachweisen. Er war in der Oper. Von einem Mord weiß er nichts.

Der zweite Akt ist beendet. Man geht wieder hinaus in die Gänge, in die Vorraume des schönen Theaters.

Der Baron Mal-Perrenan alias Antaulouise macht die Bekanntschaft des Kriminalrats und seiner Gattin. Die beiden Paare plaudern angeregt. Genia wirft wichtige Ansprüche ein. Und dann, plötzlich, schlüssig, unvermittelt, geschieht das Entsetzliche.

Genia sagt einfach: „Sie haben ja Blut an Ihrer Weste, Baron!“ Da weiß der Verbrecher, daß es um ihn geschehen ist. Er brüllt auf: „Kanal! Die Leute kommen herbei!“

Antaulouise hat sich verraten!

Der rote Fleck an der weißen Smokingweste war keineswegs Blut. Er rührte von jenem Lippenstift, den Genia während der ersten Pause Antaulouise für eine Sekunde zu halten bat. Der Baron hatte ihn in nervöser Hast in seinen Westentasche untergebracht. Denn es galt ja für ihn, sein Mißi zu jammern. Er mußte ja fort.

Der schweißgebadete Körper des Verbrechers war es, der einen roten Fleck an der Außenseite der Tasche hervorbrachte. So fiel ein Kartenhaus zusammen.

Da bricht es jääh und unvermittelt über sie herein. Da würgt der Schmerz des Abschieds auf einmal alles heftig. Es hält sie nicht länger.

Und sie stürzt zu dem Festungslofen, hier auf offener Bühne, und blickt ihr tranenbesetztes Gesicht bei ihm, an seiner Brust.

Es ist ein Abschied. Aber kein Abschied zum schmerzhaften Mal, sondern der Abschied! Für immer!

Nachklang.

Ich lieg' im Schacht der harten Stunden, Die wund und müd' im Alltag stehn. Nun kommt die Nacht mit tiefen Wunden, Mit tranenbesetztem Juchheben.

Aus tiefer Kluft der Alltagsorgen Ringt unserer Seelen Sehnsuchtsang, Bis sich in uns ein neuer Morgen Und Jubelton zum Lichte rang.

Und ruft uns dann der Tage Dröhnen Ins barte Joch erneut zurück, Dringt durch der Werke schweres Stöhnen Ein Mutterlaut vom Heimatglück.

Wir stehen an des Tages Grenzen Mit hartem, würdevollem Gesicht, Doch wird uns einst ein Tag bekränzen Mit Blütenwunden unserer Pflicht.

Gerdinand Oppenberg.

Wenn man Rubinen gemeinsam erbt.

Skizze von H. Hirschberg-Fura.

Der kostbare Rubinenstein aus dem Familien-Besitz der Berenhi ist von der guten alten Tante Arabella ihrer so geliebten Nichte Saffi und deren Gatten Arpad Boor als gemeinsames Erbe hinterlassen worden. Daß Saffi sich von dem leichtfertigen Nichtsnutz, der ihr und ihres kleinen Lächelchens Vermögen durchgebracht, leider scheiden mußte, das hat die tapferer junge Frau der Tante immer verschwiegen, um ihrem weichen Herzen den Kummer zu ersparen. Darum vermied die alte Dame es, das vermeintliche Glücke der beiden, süßen Gemeinschaft etwa durch nichterliche Unterbegünstigung des einen Teils gegen zu trüben.

Die Testamentvollstreckung ist nun der willkommene Anlaß geworden, den lebenswichtigen Rubinen wieder nach Budapest an Saffis Seite zu führen. In Begleitung des Notars haben sie den unverschämten Reichtum von der Bank geholt. Wohlverpackt, verschminkt und verriegelt lag die kostbare Kasse im Auto zwischen ihnen. Und jetzt haben sie ihr Erbgut gegen Quittung in dem sicheren Kasse der Hotel-Direktion untergebracht.

Über die Ausübung des Vermögenswertes müssen sie sich nun einigen. Um das recht fröhlich zu tun, hat Arpad in einem der lauchigen Kabinette den Tisch für ein schweißes kleines Essen richten lassen. Feines Porzellan und feines Silber hatten geschmackvoller Verwendung. Wunderworte dröhnen blühen aus der Kristall-Decke, und aus dem Selbstfall schauen zwei goldene Flammenkelche. „Verschwenden!“ tadelt sie kopfschüttelnd. „Seit wann verdient Du denn so reichlich? Daß Du wie ein Millionär.“

„Verdienen kommt selbstverständlich auch noch. Nicht gleich heute, Feuer! Aber nachher mal. Einstweilen war ich doch auf dem Gut tätig bei Schwager Sandor. Redet nämlich hab' ich mich da gemacht. Wirklich, ich habe mehr getan, als ich es für das bühnen Tagelohn und einen stundenmäßigen Tisch nötig gehabt hätte. Ich bin mal ein guter Kerl. Wollte ihm seine Gutsfreundschaft großzügig vergelten. Kleinlich muß man unter Verwandten nicht sein. Na, da hat er nun auch etwas großzügig sein müssen und mir auf die Erbschaft tausend Bango gepumpt.“

„Und das Geld läßt Du Dir nun gleich wieder durch die Finger rinnen? Noch ehe wir uns überhaupt klar geworden sind.“

„Was ist da viel klar zu werden? Tanten hat uns doch die lieben Steinen gewiß nicht vermach, damit ich etwa etwas wechselnd mit Dir das Armband und die Kaskette um tue oder mir das Diadem und die Ohrgehänge stüpe.“

„Vielleicht hat sie sich eingebildet, ich würde den Schmuck allein tragen?“

„Wäre ja totes Kapital! Das darf ich als Geschäftsmann nicht dulden. Auch müssen wir den Willen der Erblasserin achten. Ich fühle mich verantwortlich für durchaus gemeinsamen Genuß des Erbes. Das schöne glitzernde Zeug ist ein Vermögen wert. Da läßt sich zu guten Bedingungen eine Menge klingender Mamon herauszaubern. Damit machen wir zunächst eine fabelhafte Weltreise oder was Du Dir sonst irgend wünscht. Für später hab ich dann schon ein prachtvolles Gut an der Hand. Na, von Landwirtschaft verstehe ich doch wirklich etwas.“

„Wenn Du nicht wieder mit Kennspielden und beim Spiel alles verpuffst. Vom einträglichen Fischspiel verweist Du doch wirklich gar nichts, mein guter Arpad. Du in Deiner Harmlosigkeit! Mit den gerissenen Professionslanten kannt Du da nie in Wettbewerben treten.“

„Ach was! Neben mir nicht mit leerem Magen vom Gelde, teure Saffi!“

Dem Notar hat er abgewinkt. Selbst füllt er ihr den Sekt. Selbst legt er ihr vor. Immer noch ist er der amüsante Gesellschaftler und lebenswichtige Klauerer, es wird ein vergnügtes Stündchen, und bei Wodka und Zigaretten sind sie sich über die Selbstverständlichkeit einig, daß der Rubinen-Schmuck verkauft und das Geld geteilt werden muß. Sie lassen die verlegenden Gläser aneinander klingen und wünschen sich gegenseitig eine fröhliche Zukunft.

„Aber mein lieber Arpad“, sagt sie plötzlich und macht ihre übermütige Stimme ganz ernsthaft, „Du hast vorhin so sehr die Gemeinschaft unserer Besitzes betont. Da vereinbaren wir jetzt mit dem Hotel-Direktor ausdrücklich, daß die Kaskette mit dem Schmuck uns unbedingt nur gemeinsam ausgehändigt wird. Keinesfalls einem von uns beiden allein! Durch unnötiges Herumtragen auf der Straße wollen wir das Wertstück natürlich nicht gefährden. Das geht also in die besten Juwelier-Geschäfte und bringt einen Kaufstutzen hierher, damit er die Rubinen in Augenschein nehmen kann. Ich mache inzwischen einen Besuch bei Onkel Stephan. Vor fünf Uhr werde ich kaum zurück sein können. Du hast also Zeit, Dich nach dem zahlungsfähigsten Fachmann umzusehen.“

Arpad ist mit dem verständigen Vorschlag seiner (oder leider nicht mehr „seiner“) Saffi durchaus einverstanden, und die Ritterlichkeit seines Handlusses wird recht zärtlich.

Um fünf Uhr kommt er mit dem kausstüchtigen Sachverständigen wieder. Doch Saffi ist noch nicht zurück, und der Hotel-Direktor sagt, die gnädige Frau sei sehr bald nach ihrem Wegzug in Begleitung von Baron Biala zurück geleitet und habe die Kaskette an sich genommen. Er kenne den Baron seit Jahren persönlich, und so hat er kein Bedenken getragen. Arpad ist über diese absonderliche Eigenmächtigkeit außer sich. Scharf stellt er ihm zur Rede: „Sie sind mir für

allen Schaden haftpflichtig!“ — Noch taucht die Hoffnung in ihm auf: Saffi wird bei Onkel Stephan sein. Der versteht ja auch sehr viel von Juwelen. Aber bei dem ist niemand zu Haus und Saffi überhaupt — vergründet. Arpad empört sich bei all seiner Unzufriedenheit. Nun ja, sie hat durch seine Schuld voriges Jahr den Rest ihres großen Vermögens eingebüßt. Aber einen Teil dieses Verlustes wird sie doch nicht auf diese Art wieder herein holen wollen. Zu solcher Handlungsweise hat sie kein Recht. Sie wird mit Saffis zurück kommen. Er wartet und wartet. Saffi ist verschwunden und bleibt verschwunden.

Arpad erstattet Anzeige. Natürlich nicht gegen seine Saffi, sondern gegen den Hotel-Direktor. Der kann nicht leugnen, was in Gegenwart des Empfangssekretärs zwischen den beiden Herrn geschehen und ihm vereinbart worden ist, und er muß zugeben, daß er sich an diese Vereinbarung nicht gehalten und in Abwesenheit des Herrn Arpad Boor das Depot der gnädigen Frau allein ausgehändigt hat. Schlimm für ihn. Aber es hat einen Rechtsanwalt, dessen Köpfchen mit salomonischer Weisheit gefüllt ist. Der reißt auch den gerechten Richter mit einem Tropfen solcher Weisheit ein, und das Urteil lautet: Der Direktor hat die Kaskette wieder herbei zu schaffen, zur Verfügung zu halten und darf sie vertragsgemäß niemandem heraus geben als nur Herrn und Frau Boor gemeinsam.

Nach drei Tagen schon erklärt der verurteilte Direktor in einem folgen, glücklichen Brief an Arpad Boor, die Kaskette liege greifbar in seinem Geldschrank, und er werde sich, gewiss durch die Erfahrung, wohl hüten, sie irgend einem anderen Person auszuhändigen als den beiden Ehegatten gemeinsam. Niemand sonst hat einen Anspruch auf das Depot.

Arpad telegraphiert und telefoniert überall in der Nähe und in der Ferne. Er reißt umher und sucht und sucht. Seine Saffi ist durch keine Nachforschungen aufzufinden. Drei Monate später endlich erhält der Unglückliche einen Brief von ihr: „Ich habe Dich wahrscheinlich nicht um Dein Erbteil betrügen wollen. Aber, auch wenn die Rubinen wirklich im Gewohrham des Hotels sich befinden sollten, wird es mir nie einfallen, gemeinsam mit Dir hinzugehen, sie abzufordern. Willst Du etwa von neuem in Armut und Elend kommen? Ich selbst verpüre keine Lust dazu. Und an unsere kleine Pfla müssen wir auch denken. So habe ich mir mit Beratung Onkel Stephans dies schöne Gut gekauft, das mein alleiniges Eigentum ist und bleibt. Sollte ich mich, was man ja nie wissen kann, jemals wieder verheiraten, dann nur mit Gütertrennung! Aber da Tanten offenbar gewünscht hat, daß wir zwei alles gemeinsam genießen, so bitte ich Dich, Deine landwirtschaftlichen Kenntnisse auf meinem Gute zu verwerten und mein Gast zu sein. Wenn Du Lust hast, firs ganze Leben.“

Einen überraschten fröhlichen Fluch tat Arpad: „Saffi, Frauenzimmer, unverheiratet! Geliebtes! Wenn ich etwa gar um Deine Hand anhalte, ich tu's, weiß der Himmel, nicht der Rubinen wegen. Ich bin ja so froh um Dich. Bist ein Prachtkind!“

Das älteste Musikinstrument der Welt.

Ein kostbarer Fund gelang kürzlich in dem Garten des Budapesters Rechtsanwaltes Alexander Embor: Bei den Ausgrabungen neben seiner Villa in Budapest kam eine tadellos erhaltene Trompete zum Vorschein, die auf das etwa vierhundert Jahre alte von fünf Jahrtausenden zurückzuführen kann. Obwohl die Form als der Ton des ältesten Musikinstrumentes der Welt werden als überaus eigenartig bezeichnet. Vielleicht lassen sich aus dem Funde noch allerlei kulturgeschichtlich bedeutsame Schlüsse ziehen.

Zwei Prozesse. Skizze von Frieda Schanz.

Rechtsanwalt Etweller, Erbe der altbewährten, recht ertragreichen Praxis seines Vaters, sitzt in tiefem Nachdenken vor dem alten Brinkmann gegenüber. Es ist eine verdorrte Pflanze, und es handelt sich um ein außerordentlich großes Objekt. Der erste Termin soll in der kommenden Woche stattfinden.

Einmal wieder: „Entzückender kleiner Kerl!“ — In halblautem Gemurmel macht die Störung, welche die Klarheit seiner Gedanken immer von neuem trübt, sich Luft. Auf den bejahrten, wohlbeleibten Gegner seiner Klienten können diese Ausdrücke sich kaum beziehen.

Neben dem großen Prozeß beschäftigt ihn aber noch ein kleiner, eine Streitsache, die dem Manne ins Herz geht, viel zu tief ins Herz.

Dr. Etweller ist Vater eines fünfjährigen Jungen, den er abgöttisch liebt und im Andenken an die frühverstorbenen, gute Mutter nur allzu sehr verzärtelt und verzärtelt. Ohne den Grund der Uebertreibung zu ahnen, meint der Knirps, das müsse so sein. Die erste Abweichung vom System hat er wie eine tiefe Beleidigung empfunden und übergenommen. Noch jetzt, nach einer Reihe von Tagen, kann er nicht vergehen. Er ist seinem Vater gram, ist wie verärgert.

Eine verlegene, überaus peinliche Sache für den seinen klaren Verstand benötigten Mann! Verwirrend stark quält ihn sein Schuldgefühl. Voll ungeschliffenem Eifer, der die Wichtigkeit noch verstärkt, verliert er in Worten und Taten, die Sache einzulenken. Umsonst. — Der Abstand erweitert sich nur.

Er grübelt und summt. Er möchte sich selber ohrfeigen. „Wie konnte ich nur!“

Auf einer Reise in der Brinkmann-Wesemann'schen Angelegenheit ist es geschehen. Mit Berufsgedanken überladen, hat er seines Sohnes Geburtszeit vergessen; vergessen, die bestellte Glückwunschkarte zu kaufen, die elektrische Eisenbahn zu befragen, die das Kind sich sehr schnell gewünscht.

Jammervoll hat der Junge, wie das Dienstmädchen dem reuigen Vater erbarmungslos erzählt, seinen Geburts-tag in vergeblichem Warten verbracht. Wortlos, fast lautlos, hat er sich am Abend in den Schlaf geschliefen.

Armer Sünder! Wie ist so etwas wieder gut zu machen? Die Eisenbahn, die natürlich längst nachbeschiedert ist, bildet der Junge gar nicht an. Kaum guckt er vom Spielzeug mit halbem Blicke auf, wenn der Vater, dem er sonst jubelnd entgegenläuft, ins Zimmer tritt.

„Du Trotzkopf!“ Anmerkungen von Jörn gehen über den Vater hin. „Brügel müßtest Du haben!“

Aber kann man eine so tiefe, erste Kindertraurigkeit denn Trost nennen? Wie muß der Junge ihn lieben — wie fest ihm vertraut haben, daß die Enttäuschung ihm so zu Herzen ging!

Wer hat? Wer hilft? Verzweifelt fragt sich der hilflose Mann. Alle Bekannten, den barmherzigen Onkel Doktor eingeschlossen, denkt er durch. Alle Pläne verwirft er wieder. Den einen, der ihn noch mehr verwirrt, am beständigen.

Grete ist in der Stadt. Er hat es gehört. Er hat sie von fern gesehen, schlief, schlief, schlief, schlief, schlief, schlief, als sie ihm in ihrer ersten Jugend erschienen.

Grete, seine Kindheitsfreundin, seine Kindheit, seine Jugend selbst. Freuden! — Ja, wenn Kinder das Kind, mit dem man sich am meisten herumhäufelt und püßt, den besten Freund, die beste Freundin nennen, war sie es bestimmt. Daß er ein so schlagfertiger Anwalt geworden ist, hat er vielleicht ihrer logischen, led herausfordernden Art zu danken. Schade! — In der Beziehung in Liebe übergehen wollte — gerade, ewig —, verbrannte sie in sich.

In Trost und Weh auf beiden Seiten haben sie sich auseinandergerissen. Grete ist mit Verwandten nach Amerika gegangen, hat dort die gute Heimat gemacht, welche die verarmten Eltern glühend erbeten. Todlich hat sie damit den schon Verarmten getroffen. Daß er noch hoffte, noch liebte, daß sein Herz ein einziger Versuchungswille war, mußte sie wissen, wenn er sich aus bis dahin selber nicht völlig klar gemacht hatte. Nun war alles vorbei. Das konnte er nie verstehen. Nicht einmal in seiner kurzen Ehe mit der lieben Frau hat er die Bitterkeit ganz verloren. Diese Grete, diese lebensstichtige, praktische Grete. — Sie will ihm nicht aus dem Sinn. Die etwa aufstehen? Als Auswuchs toller lächerlicher Vaterorgie spuckt der Gedanke jetzt unabwiderbar in ihm.

Allo! Ja! Trost allem und allem.

In entscheidender Minute hat er sich entschlossen. Er muß einen klaren Prozeß bekommen. Unbedingt! Ueberzeugt hat ihn all das Sinnverloren. Aus dem dicken Wirrwarr seiner Vaterorgie hinweg ist er also zu Grete gegangen. Erst, erschrocken haben sie sich angesehen. Daß sie sich noch liebten, haben sie beide nicht gewußt. Dann hat er gesprochen, kurzen, klaren Prozeß gemacht. Nach einer mit reichem Gesprächsstoff gefüllten Stunde sind sie jung und froh miteinander nach seiner Wohnung gegangen.

„Bist, wer ist das? Warum ist die früher niemals zu uns gekommen?“ In noch gefrorenem Ton, aber seine Sprache doch wiederfindend, hat der Junge hinter der schönen Frau her, die so lieb, aber gar nichts besonders besitzen mit ihm umgegangen, seinen Vater betragt.

„Bist erzählt, in ferne Kindheit hat er sie sehr lieb gehabt. Dann war er langer Jahre böse auf sie gewesen.“

„Und nun?“

„... hab ich ihr vergeben.“

Der Junge sagt: „So?“ Den ganzen Tag denkt er nach. Als die blonde Dame am nächsten Tag wieder da ist und sonnenhell neben seinem Vater steht, umfängt er sie beide zusammen fest mit den armen Armen. Mit dem rührenden ersten Kuss auf die kindliche Seelenorgie sagt er: „Nun, ich will Dir auch vergeben.“

Das sei höchste Zeit gewesen, meint der Rechtsanwalt zwei Tage darauf in trostloser Stille, nachdem er in seinem großen Prozeß glänzend für die Witwe Brinkmann gestreift hat.

★

Sein wechselt die Flagge.

Skizze von Friedrich Thilo-Rendsburg.

Siebenmal war sein Vag ab Ostasienfahrer gewesen. Gungah, Amos, Schanghai, nun aber lag seine „Barataria“ schon sieben Monate leer und still in Hamburg's Hafen zwischen den vielen anderen schlafenden Dampfern.

Die letzten haben wenig Stempelgeld tief in der Tasche umkrampft, starrte sein schneidend auf die gekauften Leberwürste und Gänsebrüste im Schaufenster. Dann fiel sein Blick auf sein Bild in der prunkenden Spiegel-scheibe: klein und schwächlich, dunkel, Bodennarben auf dem breiten Gesicht, fleckende schwarze Rattenangeln unter der schabigen Schirmmütze.

„Mensch! Ich hab' Gedanken!“ — und überwallt liegt er dem Mann offen liegen.

„Ach, mensch!“ spötierte Lodenlotte.

„Mensch, Lotte. Du mußt mir eine Ladung Weibervorn befehlen. Spitzen, Schals, Lächer, buntes Zeug, all so was, weißt du?“

„Aber was zu dem? Willst du handeln?“

„Natürlich. Ich geh' als Chinese auf die Dörfer. Die Bauerfrauen kaufen so was wie verrückt, wenn's weit herkommt; bloß als Deutsche hofte keine Schängse in Deutsch-land.“

„Du bist ja plemplem.“

„Ganz egal. Onkel Sachsehan gibt Dir alles auf Pump, wenn Du ihm Augen machst. Der schmierige Gauner hat doch immer Core, und hier ewig rumlungern, soll der Deibel ausbalzen.“

Wichtig wanderte sein Vag eines Morgens in „Gine-ken“ Altschubens und Kalkstade mit einem Vadeu

Sein Opfer/ Der Wirklichkeit nachgezählt von Georg Eschenbach

Ein Mann schritt unter den entlaubten Bäumen die Landstraße entlang. Er mußte weit gewandert sein, denn seine Füße waren gerötet und aufgeschwollen, und die Bartstoppeln standen ihm struppig im Gesicht.

Sein Schritt schien müde, vielleicht auch nur zögernd. Seine Augen waren voll Erwartung auf das Dorf gerichtet, das von Bäumen umringt vor ihm aufleuchtete. Er sah wie ein Mensch aus, der nach vielen Jahren eine ihm früher liebe Stätte wieder betreten soll und sich doch vor dem Wiedersehen fürchtet, weil er nicht weiß, was ihn nach so langem Fernsein erwartet.

Hundert Schritt vor den ersten Häusern blieb der Mann stehen. Am Straßenrand erhob sich zwischen dürftigen kahlen Büschen ein Denkstein. Er war so armfelig wie seine Umgebung, wie das Dorf hinter ihm. Der Wanderer stieg. Und dann las er aus den einfachen Lettern des Steins, die einmal vergeblich gewesen waren, daß dieses Denkmal zur Erinnerung an diejenigen aus der Gemeinde Tissa-Kolai errichtet worden sei, die im Kampf um ihr ungarisches Vaterland fielen.

Da wachte das Leben in dem Manne auf. Er redete den Kopf vor und fuhr mit dem Finger über die eingebaunten Lettern, als könnte er so die Namen, die nun kamen, besser buchstabieren. Und dann ließ er die Hand sinken: „Also doch! Andor Alstalos! Hier steht es: Gefallen!“

Er stand lange ungeschlüssig und mit gebeugtem Kopf. Er sprach ein paar Worte mit sich selbst: „Stech' um! Es ist ja recht zwecklos.“ Und doch blieb er stehen, als könnte er sich nicht von diesem Denkmal trennen.

Das Wesen eines fernem Hundes dort hinten im Dorf weckte ihn aus dem Grübeln. Er hob den Kopf mit plötzlichem Entschluß: „Nein, ich bleibe. Einmal wenigstens will ich die Frau sehen, die Wimala!“

So betrat er das Dorf. Er sah nach rechts und nach links, und das Erkennen dieses und jenes Hauses flog über sein Gesicht.

Vor einem Hof blieb er stehen. Langsam, zögernd trat der Mann näher. Er legte die Hand auf die Gartentür, ungeschlüssig, ob er eintreten sollte. Dann hob er mit raschem Entschluß doch den Riegel, klopfte an die Haustür.

Eine hässliche Frau in den dreißiger Jahren öffnete. Sie war noch schön in ihrer gesunden Statur, die sie ein wenig glückselig auf den Verfallenen: „Was soll es sein?“

Die Antwort kam nicht sofort. Die Frau fragte auch nicht gleich zum zweiten Mal. Denn sie sah den Mann mit plötzlichem Erstaunen an. Doch das Zögern dauerte nur einen Augenblick. Sie wußte sich mit der Hand über die Stirn, als wollte sie einen unnützen Gedanken rasch verjagen. Dann forderte sie erneut Auskunft: „Was soll es sein?“

Der Mann hatte eine rauhe Stimme: „Ich wollte... ich habe keine Arbeit... ich möchte... kann ich nicht eine Nacht...“ Die Frau sah an ihm herunter, sah seine ausgetretenen Schuhe und schnitt ihm das Wort ab: „Ja, eine Gefühlskammer ist leer. Du kommst heute Nacht hier bleiben, denn es wird bald dunkel sein.“

Er hielt den Atem an, als er in das Haus trat. — Aus der einen Nacht, die der Fremde bleiben sollte, waren schon viele geworden. Denn die Frau hatte sich mit ihrem Mann über ihn unterhalten: „Daß keine Heimat, und er tut mir leid. Wir können ihn doch beschützen. Bela. Ich habe das Gefühl, daß es ein ausländischer Mensch ist trotz

billigsten Firtzfangens los, durch endlose Vororte. Die Sonne stach, der Schweiß rann ihm über das gelbbraune Gesicht, die Füße brannten.“

Sieh, das getrunzene alle Fahrrad da ist ja wohl von der Mannschaft verfallen? Das bringen wir ab! Nicht aus feiner? Denn man schnell an Bord — Maschine voll voraus! Jetzt bin ich ein Rad-Dampfer! Wanzig Seemeilen weiter durste das Rad in einem Rastfeld wieder vor Anker gehen. — „Schöne Schöbich“, der sein seine „echt chinesische“ Spitzen feil, „schöne Zucht, schöner Tisch, arme Schinamann, billige, billige, dicke Kauf!“

Die meisten Vorkaufers schlangen Goldfisch oder nasse Fische: „Raus mit Dir!“ Einzelne aber darnten gerührt: „Oh der arme Kerl, von so weit her, na denn jetzt mal. Gest of Hunger!“

„Nicht hungrig, Fische hang mullu, mullu, esse esse bitte.“

Abends konnte sein kaum noch Deutsch, hatte einen vollgepfachten Wanst, allerlei Gerichten in der Tasche und sah sich nach einem Schlafplatz um. Plötzlich tippte ihm ein Herr auf die Schulter: „Na, Chinan, wie ist das Geschäft denn?“

Sein Vag unterdrückte ein Ansticheln, doch gefas wimmerte er ganz im Tonfall der Schanghaier Vorbereiter: „Hoho, arme Chines, häh, du Maister, Schöbich kauf!“

„Ach was, zeig mal Deine Legitimation, Wandergewerbe-schein, Umfassungsberechtigung. Ich bin vom Finanzamt, hier ist mein Ausweis.“

„Was will der Kerl? Papiere? Kallter Schweiß. Du aber nix wie los, abjagel, hart Steuerbord rum! Verflucht, da kommt ja noch so ein Pirat mit'n Gefäßig an Bord. Au Vade, der Schandarm, Grundaes!“

„Fitz, die Papierechen, mein Junge! Wirds bald?“ Der Schandarm unterm Tischtal zudle gefächelt.

Sein wühlte sauerfüß sein abgegriffenes Seemannsbuch hervor.

„Nann? Kiel mal an?“ Heinrich Büschendorf, Voll-matrose, geboren in Roppenbüttel, ach nee, wo habe denn die Flecken gekant? So so, denn komm mal mit, mein Sohn.“

Daß die chinesische Mäße so ohne weiteres selbst die Beamten täuschte, ließ zwar den Schauspielers tief in Heims Seele höhnlich triumphieren, aber der eigentliche Heim war ingrimig wütend, auch schämte er sich verflissen. Auf jede noch so factische Frage schnappte er nur ein „Weiß nich“.

Wochen ist ihn doch für einen Mongolen halten, die blöden Gunde, ihm war schon alles einerlei, verfluchte Schweinerei verdamme.

Deshalb brachte auch der kurzschichtige junge Amtsrichter im Vorhof nichts aus ihm heraus.

„Wie heißen Sie?“

„Fischung bang dum. Ist ist oi oi.“

„Wie? Buchstabieren Sie mal.“

„Ha? Fischung lipi tipi mü mü jum?“

„Na denn nicht. Stehens, führen Sie den Mann wieder ab.“ Und zum Sekretär gewandt: „Also Termin zur Haupt-verhandlung am — sehen Sie mal nach. Und schreiben Sie an Polizeipräsident Hamburg: Ergebenst erkläre ich einen Dolmetscher für Chinesisch zur Verhandlung gegen den angeklagten chinesischen Staatsangehörigen — Name nicht zu ermitteln — am... haben Sie?“ — neun Uhr Vormittags stellen zu wollen. Eilt sehr Danke.“

Doktor Wu Yang-liu, Doktor am Asiatischen Seminar der Universität Hamburg, schielte den stummen „Chinesen“ durch die goldene Brille erst von rechts, dann von links an.

„Herr Amtsrichter! Dieser Mann, der ist nicht ein Chines. Sehen Sie einmal die Hände — jenes Mannes, zu groß, und — die Hand eines Chinesen nicht bemalen. Nein!“

Verblüfft hob sein Vag seine Seemannsplanke und be-staunte den blau tätowierten Unterarm, als ob er ihn noch nie gesehen hätte.

Der junge Amtsrichter zog höhnlich lächelnd die Augenbrauen empor: „Aha! Wie er plötzlich Deutsch versteht! Au aber bitte mal...“

Fählings begriff sein seinen schmächtlichen Reinsfall: „Du verdammt gelber Affel! Du Brillenklammer...“

„Aha! Kuch!“ Der Landjäger und der Gerichtsdiener sahen zu, daß es war schon nicht mehr nötig, denn sein Vag winkte kleinlaut ab, schloß und feuerte dann getrot auf den sicheren Hafen der Verwahrloshung los: „Ach, Herr Amtsrichter, ich war arbeitslos...“

seiner Lumpen, und so kommt er vor dem Winter von der Landstraße fort.“ Bela Geday sagte Ja.

Der Fremde nannte sich Ferenc. Er war ein stiller Mann und sprach auch nicht viel mit den Knechten. Nur einmal, als das Gespräch auf die Frau kam, wollte er von ihr hören: „Ist sie schon lange verheiratet?“ — „Bela Geday, Andor Alstalos, starb als Gefangener in Rußland. Sie hat vielleicht gehofft, die Nachricht sei doch nicht wahr. So wartete sie sechs Jahre. Sie war ganz jung gewesen, als sie Andor nahm, und es soll eine große Liebe gewesen sein.“

Mehr wollte der neue Knecht anscheinend nicht wissen. Denn er stand auf und ging hinaus. So unermittelt, daß die anderen die Köpfe schüttelten und mit dem Finger an ihre Schläfe zeigten: „Er ist eben ein wenig komisch dort oben.“

Auch mit der Frau sprach Ferenc nur wenig. Er tat, was sie ihm sagte. Er war nicht viel, was sie anzuweisen hatte, denn er schien immer zu wissen, was sie von ihm wollte, ohne daß sie es ausdrücklich brauchte. Es war wie ein stummes Verständnis zwischen den beiden, und doch blieb immer die Schranke zwischen Herrin und Knecht.

Doch einmal überlegte die Frau den Ferenc bei einem Blick der ihr das Blut heiß durch die Adern jagte. Er schlug die Augen gleich nieder, als sie ansah, aber er hörte ihr schweres Atmen. Er wollte wohl gehen, doch die Frau hielt ihn zurück: „Ferenc, Ferenc... was ist mit uns beiden? Ferenc... wer bist Du?“

So hatte seine Gade mit beiden Händen gepackt und zwang ihn, ihr ins Gesicht zu sehen.

Ihre Blide kreuzten sich für Sekunden. Der Mann schweigte. Er fuhr in verhaltener Erregung mit den Händen über den Stoff seiner Hose. Dann wollte er den Kopf abwenden und gehen.

Doch die Frau zwang ihn zurück: „Ich habe Deine Augen gesehen. Du bist Andor!“

„Ja.“ Sie standen sich schweigend gegenüber, und die Freude verjagte das Gefühl der Frau um Jhre.

Daß Andor sie an sich und führte sie auf den Mund. Fünfzehn Jahre lang hatte er von diesem Augenblick geträumt, fünfzehn Jahre der Gefangenschaft. Und die Frau gab sich ihm willig hin.

Doch plötzlich fiel aus ihrem Mund ein Wort des Entsetzens: „Bela!“

„Bela!“ sagte auch Andor. „Bela!“ Und er wußte, was dieses in diesem Augenblick bedeutete: „Weg, weg. Du hast kein Recht mehr in diesem Haus!“

So ließ er die Frau stehen und ging mit müdem Schritt.

Am andern Morgen kletterte er aufs Dach. Er sagte, dort oben hätte sich auch der Wind ein paar Pfannen verschoben. Doch er kam nicht dazu, den Schaben auszuschöpfen, denn er glitt aus und schlug hart mit dem Kopf auf den Rand des Brunnens auf. Er starb ein paar Minuten später.

Die Knechte auf dem Hof juckten die Achsel: „Er war eben immer ein wenig ungeschick.“

Die Frau schloß sich eine Stunde lang in ihrer Kammer ein. Als sie wiederkam, um aus der Tasche auf dem Feint das Leinen für das Totengeld zu holen, sah das Gesicht zum ersten Mal, daß ihr schwarzes Paar von grauen Strähnen durchzogen war.

Die „Schwarze Ferkel“-Munde untersucht die Erdgestalt.

Eine lustige Strindberggeschichte von Alfred Hein.

In den literarisch kriegerisch bewegten Jahren 1892 und 1893 hatten deutsche Fremde Strindberg nach Berlin geholt. Schon waren die beiden in Frauenhag anliegenden Dörfern des Schwedens „Der Vater“ und „Frauen Julie“ von der freien Bühne aufgeführt. Der Verdrüssene erschien trotzdem unglücklich und misstrauisch, von Verdacht verfolgt, an der Spitze und ließ sich zunächst einmischen und war fast immer mit der Welt zerfallen in Friedlichstagen nieder. Doch heiterte bald die viel beklungene Ferkelrunde im „Schwarzen Ferkel“ in der Wilhelmstraße den Dichter auf.

Hier fand er den nordwestlichen Maler Edward Munch, den nordischen Dichter Adolf Paul und Solger Drachmann, den Polen Pjotr Gajewski und das deutsche Dreieckstrik Richard Dehmelt, Otto Erich Hartleben, Karl Ludwig Schleich. Wenn diese erlesene Runde allein versammelt war, öffnete Strindberg den Fremden die sonst anglich verflissen gehaltene Seele, ja er begann mit Schleich um die Wette Rieder zur Gitarre zu singen, und reißte sich Glückseligkeit spiegelte sich auf dem Dichtersinn, wenn nach Mitternacht Pjotr Gajewski sich aus Klavier setzte und mit Schumanns „Aufschwung“ die Seelen emporhob. Denn er liebte wie Kleist und Shakespeare die Wucht über alles.

Strindberg verlebte — er hatte sich gerade von seiner ersten Frau scheiden lassen — in Berlin das glücklichste Jahr seines Lebens. Nur wenn in den frühlichen Kreis des „Schwarzen Ferkels“ neugierige Fremde eindrangten, verschwand der Dichter mit seinen deutschen Freunden Otto Erich und Karl Ludwig, um in einem kleinen Nebenzimmer tiefsinnige Gespräche zu führen.

„Warum haßt Du die Frauen?“ fragte Otto Erich Hartleben einmal bei solcher Gelegenheit, als Strindberg gerade ein schwedisches Liebeslied vor sich hin summite. — „Vielleicht“, antwortete der Dichter leise, und das sonst gewöhnlich offiziersmäßig bärbeißige Gesicht mit dem Kaiserjägerbart erhielt seltene vertraute Züge, „weil ich sie zu sehr liebe...“

„Weil ich in jeder Frau, für die ich mich begeistere, das weibliche Ideal suche und mich, wie es nicht anders sein kann, bald jämmerlich enttäuscht sehe.“

„Mensch, machst Du Dir das Leben unangenehm!“ protestierte ihm Otto Erich zu. Karl Ludwig meinte: „er mußte zwar als Mediziner, von der Unvollkommenheit der menschlichen Fähigkeiten überzeugt, Strindbergs Streben nach den Idealen für geradezu unmoralisch erklären; jedoch wurde man bald erkennen, daß der Dichter mit seiner Riepsche-Feitsche nach den besten zur Vervollkommenheit fräulichen Fühlens und Lebens beigetragen habe. Denn nicht die, um mit Goethe zu sprechen, bringen die Welt vorwärts, die sich im Liebliden und Breitgetretenen zurecht finden, sondern jene, die wie Strindberg immer wieder das menschlich Unmögliche von ihr erzogen wollen.“

Otto Erich konnte sich aber noch immer nicht beruhigen und fragte Strindberg, ob er denn glaube, je eine vollkommene Frau zu finden, der er sonst von nichts überzeugt sei, was er nicht mit eigenen Augen gesehen und erkannt habe.

Doch alle drei schon viel getrunken hatten, schwieg Strindberg plötzlich sein von den Fremden als unvergeßlich und unmaßgeblich geschätztes würdiges, in sich zurückgezogenes Schwiegen. Karl Ludwig schloß fürchtete, Strindberg würde im nächsten Augenblick hochspringen und, wie es dann seine niemand schöndende Art war, einfach gußlos davon laufen. Er lachte daher sehr hell auf, klopfte dem Dichter auf die Schulter und sagte: „Ja, außer großer Angst, er glaubt bestimmt nicht einmal, daß unsere Erde eine Kugel ist.“

Strindberg trant sein Glas aus, sah über die beiden Köpfe der Freunde hinweg in die Ferne und zischte dann verächtlich unter seinem Schnauzbärtchen hervor: „Das ist ja alles Büchertwissen. Wer von Euch will mir das ernsthaft beweisen?“

Der die Partleben preßte seine Hängebäden sinnend in den hohen steilen Krügen, den man dazumal trug, so daß sich ein dreifaches Rinn bildete, und sprach: „Der wollen wir gleich haben. Jetzt ist es halb drei Uhr nachts, da ist die Friedrichstraße vom Belle-Alliance-Platz bis zum Stettiner Bahnhof wie leerer. Ich nehme den langen Bogen vom Schwarzen Ferkel.“

„Bist Du nicht ein wenig ungeschick?“

„Wich?“ lacht Strindberg drohend. „Bedauern Sie lieber den alten Kerl, der neben mir gesessen und so begeistert gela hat. Die Sachen werden nämlich ihm.“

„Ah“, meint Kruse, „das war eine Kleinigkeit. Ich hab dem Toreador nur zwei Schube, einen Gut, eine Weile, einen Trichter, eine Gade, eine Hufe und eine Tabatsdose zu geworfen.“

„So? Ich bedauere Sie wirklich.“

„Wich?“ lacht Strindberg drohend. „Bedauern Sie lieber den alten Kerl, der neben mir gesessen und so begeistert gela hat. Die Sachen werden nämlich ihm.“

„Ah“, meint Kruse, „das war eine Kleinigkeit. Ich hab dem Toreador nur zwei Schube, einen Gut, eine Weile, einen Trichter, eine Gade, eine Hufe und eine Tabatsdose zu geworfen.“

„So? Ich bedauere Sie wirklich.“

„Wich?“ lacht Strindberg drohend. „Bedauern Sie lieber den alten Kerl, der neben mir gesessen und so begeistert gela hat. Die Sachen werden nämlich ihm.“

Bertel-Witz und stelle mich an der Kreuzung Leipziger Straße auf. Ihr aber legt Euch Unter den Binde auf den Bauch und gebt acht, wie mein Bese gleich einem Segel auf dem weiten Meer langsam entwindet, wenn ich mich auf den Belle-Alliance-Platz hin zurückziehe...“

Das Trio war so weinfröhlich, daß der Vorschlag zur Tat wurde, zumal Strindberg keineswegs im Scherz, sondern immer wieder mit eigenfönnigen Gegenbeweisen an seiner vorgefaßten Meinung festhielt. Schleich und Strindberg legten sich wahrhaftig im Morgengrauen Unter den Binde auf den Bauch und hielten nach dem defenbewaffneten Hartleben Ausschau, der sich langsam nach der Leipziger Straße entfernte und schließlich dort postierte. Schleich begann Strindberg einen wissenschaftlichen Vortrag über die Erdkrümmung zu halten. Die Demonstrationen durch Otto Erichs Bese aber mißlangen, weil der Dichter des „Nollenmontag“ doch schon so vollgeladen hatte, daß es ihm nicht mehr möglich war, an der Leipziger Straße still zu stehen.

Strindberg wurde über den Bankenden wütend und brüllte mit einer Stimme, die einem Dörs aus den Schwedenheeren des Dreißigjährigen Krieges Ehre gemacht hätte, die Friedrichstraße weit hinter einen echten schwedischen Fluß. Darob hielt zwar Otto Erich in seinem Schwänzen nicht inne, aber vom Brandenburger Tor her kam auf das Gebrüll des Dichters eine berittene Schutzmänn-Ratrouille angesetzt, und im nächsten Augenblick wurden Schleich und Strindberg aus ihrer wissenschaftlichen beobachtenden Bauschlage von harten Polizeisäulen emporgeworfen.

So hat die preußische Polizei, die im übrigen, nachdem Karl Ludwig Schleich sich und seine Gefährten legitimiert hatte, das selbstame Dreimänner-Kollegium ungeschoren ließ, auf dem Geviß, daß Strindberg gestorben ist, ohne an die Kugelgestalt der Erde zu glauben.

Corrida de Toros.

Skizze von Alexander von Keller-Wien.

„Elaborador... Elmparal... Corridodores...“ schrien die Zeitungsjungen und hüpfen vorher, als fürchteten sie, irgendwohin zu spät zu kommen.

Ich lag vor der alten Kirche in Zacatecas in Mexiko. Neben mir lag der Berliner Ingenieur Walter Kruse. Wir betrachteten die Menschen. Rote Ponchos, hellblaue Rebozos, weiße schwarze und gelbe Gewänder verweben sich im Licht zu wandelnden, farbigen Klecksen unter der Sonne, die ihre Strahlen unerbittlich zur Erde schleuderte. Unter den alten Männern war es trockend kühl. Die Blumen wiegen sich leise im Winde. Zierliche Kolibris flitzten durch die Luft und flatterten wie Schmetterlinge. Die Blüten dufteten betäubend, und das Wasser der Springbrunnen färbte ernte, gefüllte Selbstgespräche. Wir träumten, bis Kruse aufsprang. Er war mandmal ruhelos und neugierig, und das Wort „Corrida“ rief ihn fort. „Das müssen Sie sich ansehen“, sagte er und zog mich hinaus in die Sonne.

Wir traten durch die Stadt, die lange Alameda hinab — mitten in einer Menschenmenge. Es waren Spanier, Indios und zwischen ihnen die dreiwandigen Wollungsprodukte, die sie im Laufe der Jahrhunderte geschaffen. Von einer haben das Land ritt der Patron — hinter ihm seine Administratoren, hinter diesen ihre jechschüßelndwanzig Hyandantes. Es war ein Bild, daß die keine Begleitung mehr nötig hatten.

Wir kamen an die Starenställe, kleine umarmliche Gebäude mit Schießscharten. Mit den Fingerringen reichte man das Geld hinein — mit den Fingerringen schob der unklüßbare Starenverläufer die Staren heraus. Alles praktisch angelegt, damit niemand den Revolver hineinschießen kann...

Mexiko ist das Land der Sonne. Für den Schatten muß man zahlen. Die Plätze in der Sonne — Sol — kosteten drei Pesos, die im Schatten — Sombra — zehn.

Vor uns stand ein riesiger, schmutziger Holzbau. Wir gingen durch eine Reihe von schwärzenden Zellen, eine weitere Reihe schwärzender Indios, und dann standen wir be-täubt in der riesigen Arena — be-täubt vom Licht und von Farben, vom Brüllen und Schreien.

Fremdwort ganz oben und unsere Plätze. Ein alter Herr, in einem anderen Land ein würdiger Senator, zeigt zwischen den Staren umher, hält einen Trichter an den Mund und brüllt; er brüllt, was ihm gerade einfällt, vollkommen wüßlos und lächerlich. Er ruft den Reuten auf der Sombra-Seite Beleidigungen zu. Von drüben antwortet ein zweiter Methusalem, und das Publikum grölzt.

Endlich ebt der Lärm ab. In eine weit in die Arena geschobene Loge tritt der Wälde, neben ihm ein Trompeter. Ein langgezogenes Trompetensignal. Eine Tür an der Sombra steigt auf, und die Stierkämpfer ziehen in die Arena. Händlingsumzug. Von der Höhe sehen sie bunt aus. Hinter ihnen tragen zehn angeführte Maultiere — das Todes-gespinnst; je werden den toten Stier aus der Arena schleichen.

Ein langweiliges Lächer- und Händlingsumzug — ein endloses Geschrei — alles zusammen erinnert an Szenen auf einem Bahnhof am Sonntagmittag. Dann ein zweites Signal — da ist der Stier und schon in der Arena. Er senkt den Kopf, trommelt mit den Vorderfüßen und schwenkt den Schweif. Das ist seine Begrüßung. Das Publikum brüllt; der Stier bleibt regungslos stehen und lauscht. Er scheint den Eindrud zu haben, daß es Geschöpfe in seiner Nähe gibt, die dem Tollhaus entspringen sind.

Die Caparedos schleichen um ihn herum wie bössartige Hunde. Sie winken mit bunten Tüchern und geben sich alle Mühe. Der Stier dreht sich um und geht in eine Ecke.

Ein Schatten nähert sich ihm von rechts, ein Mann zu Pferd mit einer langen Lanze. Er reitet ein kleines Pferd, das widerwillig vorwärts geht. Aber der Stier hat Willeid mit der Kreatur. Er beschneißelt den Gaul, senkt den Kopf und bleibt ruhig... bis ihn der Picador mit der Lanze ins Gesicht zu rechen beginnt, bis das gequälte Tier sein Willeid vergißt und wie aus einer Kanone geschossen gegen das Pferd anrennt. Ein dumpfer Krach — das Pferd liegt am Boden, und der Stier fñrrt weiter, gegen die Caparedos, die ihren Selbennut vergessen und blüßnell über die Holzplanen flattern.

Das Pferd wird abgeschleppt, und der Stier trabt langsam in die Mitte der Arena. Er muß mit kleinen, wilden Augen die lächerlichen Figuren des grausamen Spiels: die Banderilleros. Er sieht sich die Reute genau an — stürzt plötzlich vor, mit donnernden Schufen, und jagt die Nachfolge von Lautschotes über die Planen. Er trabt einmal um die Arena. Da kommen die Banderilleros zurück, und nun geht es blüß-schnell. Wütend versucht der Stier den Stichen der Banderilleros zu entkommen. Aber es sind ihrer zu viele. Sie fallen ihn von allen Seiten an; sie quälen ihn, bis er schwer atmend stehen bleibt und unwillig den Kopf schüttelt. Ein Trompetens-tich — der Toreador steht vor dem müden, abgeheften, verzweifelten Tier. Ein rotes Tuch flattert, wird sah weggezogen. Eine lange Klinge blüzt in der Sonne und verschwindet. Ein langer, jammernder Schrei flüht durch die Stille. Der Stier hebt den schweren Kopf und sieht hilflos umher. Er sucht vergebens nach Menschlichkeit. Er schüttelt sich, tritt einen Schritt zurück und bricht mit dumpfen Krach nieder.

Die Hölle ist los. Das Publikum raft vor Begeisterung. Güte, Uhren, Ringe, Armabänder, Fächer, Handschuhe, Blumen, Münzen fliegen in die Arena. Walter Kruse steht neben mir, brüllend wie ein Seemann, und schleudert Gegenstände in die Tiefe.

Wir stehen wieder im hellen Sonnenlicht auf der Straße. Walter Kruse — ich fühle einen solchen Geschmack auf der Zunge, und ein tiefer Elch überkommt mich. „Jhre Be-geisterung“, sage ich großlos zu Kruse. „Ich muß gehen...“

„Ah“, meint Kruse, „das war eine Kleinigkeit. Ich hab dem Toreador nur zwei Schube, einen Gut, eine Weile, einen Trichter, eine Gade, eine Hufe und eine Tabatsdose zu geworfen.“

„So? Ich bedauere Sie wirklich.“

„Wich?“ lacht Kruse drohend. „Bedauern Sie lieber den alten Kerl, der neben mir gesessen und so begeistert gela hat. Die Sachen werden nämlich ihm.“

„Ah“, meint Kruse, „das war eine Kleinigkeit. Ich hab dem Toreador nur zwei Schube, einen Gut, eine Weile, einen Trichter, eine Gade, eine Hufe und eine Tabatsdose zu geworfen.“

„So? Ich bedauere Sie wirklich.“

„Wich?“ lacht Kruse drohend. „Bedauern Sie lieber den alten Kerl, der neben mir ges